Auf halbem Wege.

Novellette von Armin Ronai.

1.

War das eine aufregende Nacht! Kein Mensch hatte eine Ahnung davon gehabt, gänzlich unerwartet war sie mit dem Nachtzug angekommen.

Ein Wagen war vorgefahren und es wurde heftig geklingelt. Das Dienstmädchen kam in größter Aufregung in das Schlafzimmer mit dem Rufe:

„Bitte, gnädige Frau, stehen Sie gleich auf, es ist jemand angekommen."

„Wer ist denn da?"

„Ich, Mama, ich bin's," rief eine helle Frauenstimme.

„Marie, Du bist es, um Gotteswillen, wie kommst Du hierher? Was ist denn geschehen?"

Frau Doktor Ludwig Bernsen, die Tochter der Wittwe Neubert, ließ sich müde am Bett ihrer Mutter nieder. Sie ergriff ihre Hand und drücke einen heißen Kuß darauf. Nach einer kleinen Weile sagte sie dann mit völlig ruhiger Stimme:

„Ich habe meinen Mann verlassen und bin fest entschlossen, nicht mehr zu ihm zurückzukehren."

Dann erzählte sie der zu Tode erschrockenen Mutter die ganze Geschichte mit einer Ruhe und Ausführlichkeit, wie man von vollzogenen Thatsachen spricht.

Marie Neubert war mit achtzehn Jahren die Frau des Doktor Ludwig Bernsen, eines vielgesuchten Rechtsanwalts, geworden, der bis dahin zu den bekanntesten Lebemännern der Welt gezählt hatte. Die Ehe war eine ruhige und friedliche. Vor einem Jahre aber war die junge Frau dahinter gekommen, daß ihr Mann sich keineswegs verpflichtet gefühlt hatte, mit den Passionen des Junggesellenthums zu brechen. Sie erhielt die sicheren Beweise dafür, daß er zum Haushalte einer, im Rufe der Unnahbarkeit stehenden Schauspielerin beizutragen pflegte. Marie, die bis dahin mit einem gewissen Gleichmuth an der Sete ihres Mannes gelebt hatte, begann ihn zu verabscheuen, zu verachten. Sie vermied jedoch jeden Eklat, und die Welt hatte keine Ahnung, welche Entfremdung zwischen ihnen Platz gegriffen hatte.

Die charakterstarke junge Frau suchte auf anderen Gebieten Ersatz für das entgangene Glück. Sie interessirte sich für Literatur und Kunst; und besonders, wenn ihre jüngere Schwester bei ihr zu Besuch war, besuchte sie fleißig Museen, Ausstellungen, literarische Soireen und fühlte sich in dieser Sphäre recht wohl.

Bei derartigen Gesellschaften kam sie öfter mit dem Professor Heinrich Oelberg zusammen. Das gemeinschaftliche Interesse beförderte rasch ein freundschaftliches Band zwischen ihnen. Professor Oelberg wurde nicht müde, die beiden Damen auf ihren Streifzügen zu begleiten und mit seinen tiefen Kenntnissen die der Kunst und Wissenschaft gewidmeten Stunden noch genußreicher zu gestalten. Auch im Hause des Doktor Bernsen, wo jeden Donnerstag sich die Freunde desselben einzufinden pflegten, war er ständiger Gast. Erst glaubte die Welt, der Professor interessire sich für Fräulein Agnes, bald fand man jedoch, daß seine Huldigungen mehr der schönen Frau Doktor galten, von der man ja wußte, wie sehr ihr Mann sie vernachlässigte. Frau Doktor Bernsen fand am Verkehr mit dem hochgebildeten Mann das größte Gefallen. Sie hätte aber gewiß jede Beziehung abgebrochen, hätte sie geahnt, was sich die böse Welt zuflüsterte.

Gestern Abend nun war die Katastrophe eingetreten. Doktor Bernsen war in der Gesellschaft lustiger Freunde gewesen, und es schien da recht lebhaft zugegangen zu sein. Man feierte irgend einen seiner Erfolge, und des Toastirens und Champagnertrinkens war kein Ende. Es war sehr spät, als Doktor Bernsen endlich den Heimweg antrat. Er war in sehr gehobener Stimmung und fühlte den Wunsch in sich, die ganze Welt an seine Brust zu drücken.

In der Wohnung brannte noch Licht. Ein interessantes Buch schien seine Frau noch wachgehalten zu haben.

Heute wollten selbst seine alten Gefühle für seine Gattin nochmals zum Ausbruch kommen. Er nahm einen Stuhl, setzte sich neben sie und wollte sie mit einem leichten Scherzworte an sich ziehen.

Marie machte sich mit Entschiedenheit los und blickte ihn lange durchdringend an.

„Nach allem, was zwischen uns geschehen, wagst Du es noch, mich anzurühren?"

Bernsen war heute nicht in der Stimmung, etwas ernst zu nehmen, u. erwiderte daher scherzend:

„Aber Marie, wer wird denn gleich so sein? Heute bin ich in der Stimmung, alles zu vergessen; vergiß Du auch, Du weißt ja, daß ich immer nur Dich geliebt habe."

„Ach, laß die Kindereien! Zwischen uns ist ja doch alles aus, ich bin ja nur noch, um den Schein zu wahren, bei Dir geblieben, und der Mutter wegen, die ich nicht kränken wollte. Zwischen uns wird sich nichts mehr ändern, es ist alles vorbei!"

Im Gesichte des Doktors ging eine Veränderung vor, die gute Laune war verraucht. Wie zum Aeußersten gereizt, ging er mit schweren Schritten auf und nieder. Endlich blieb er vor seiner Frau stehen:

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Mein allerletztes."

„Nun gut; wenn Du mich dazu zwingst, so will ich es Dir auch sagen: Dein Benehmen imponirt mir nicht mehr. Das ist ja alles nur Schein und Verstellung, leere Ausreden, auf die ich nicht mehr reagiere. Den wahren Grund Deines Benehmens kenne nicht nur ich, sondern alle Welt."

„Den wahren Grund? Und der wäre?"

„Daß Du einen Geliebten hast." — Und ohne auf eine Antwort zu warten, fuhr er mit höhnischem Cynismus fort: „Ich denke, Du weißt, von wem ich spreche. Du kennst ja den Helden recht gut, diesen lyrischen Professor Oelberg. Eine nette Geschichte das!"

Marie erhob sich mit kalter Ruhe und rief mit dem stolzen Bewußtsein der reinen, in ihrem tiefsten Innern verletzten Frau:

„Hinaus!"

Bernsen bebte unter ihrem Blicke zusammen.

Er sprach kein Wort und entfernte sich. In der Thür drehte er sich noch einmal um und sagte drohend:

„Morgen sprechen wir weiter darüber." —

Anderen Tags aber war Marie nicht mehr da; noch in derselben Nacht packte sie das Nothwendigste zusammen, verließ das Haus ihres Mannes und kehrte zu ihrer Mutter zurück.

2.

Mitte Januar reiste Marie mit Mutter und Schwester nach dem Süden und verbrachte in dem milden Sonnenschein der Riviera einige Wochen. Sie hatte sich mit allen Umständen definitiv abgefunden. Sie betrachtete den Bruch mit ihrem Manne als einen endgiligen und wartete mit Sehnsucht auf die Stunde, da auch Doktor Bernsen seine Einwilligung zur Ehescheidung geben werde. Mit Professor Oelberg unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel; die Fäden zwischen den beiden spannen sich immer fester.

Ende März kehrte die Familie nach Hause zurück. Sie lebten von aller Welt zurückgezogen; nur Professor Oelberg, der inzwischen in die Vaterstadt Mariens versetzt worden war, verkehrte viel bei ihnen.

An einem schönen Frühlingstage saßen Frau Doktor Bernsen und Professor Oelberg allein auf der Terrasse.

Oelbergs Blicke hingen mit Entzücken an der reizenden Gestalt der jungen Frau. Plötzlich stand er auf und trat zu ihr hin.

„Wissen Sie," sagte er leise, „daß Sie aussehen wie ein junges Mädchen?" —

„Manchmal ist es mir auch so, als wäre alles nur ein Traum gewesen. Und wenn ich nun noch Mädchen wäre, was würden Sie da thun, Herr Professor?"

„Ich hielte bei Ihrer Mama sofort um Ihre Hand an! Und wäre Ihnen das recht?"

Marie antwortete nicht. Sie beugte sich noch mehr vor, um die jähe Röthe, die in ihrem Gesichte aufgestiegen war, zu verbergen. Oelberg ergriff ihre Hand — sie entzog sie ihm nicht.

Sie sprachen kein Wort, sie hatten sich ohne Worte genug — alles gesagt.

Von diesem Zeitpunkt an begann Marie fast unbewußt sich eingehender mit dem Scheidungs-Prozeß zu beschäftigen. Doktor Bernsen wollte freilich von nichts wissen. Anfangs hielt er den Schritt seiner Frau für eine vorübergehende Laune. Er kannte offenbar ihren Charakter nicht genug. Als er sah, daß seine Aufforderungen, zu ihm zurückzukehren, unberücksichtigt blieben, richtete er sein Leben wieder ganz junggesellenmäßig ein, verkehrte Gesellschaften, besuchte Theater und stürzte sich mit verdoppeltem Eifer in alle Großstadt-Vergnügungen. Der Welt sollte das als Zeichen dienen, daß ihn der Schritt seiner Frau gleichgiltig lasse. Eigentlich wollte er in den geräuschvollsten Vergnügungen nur seine wiedererwachten Gefühle betäuben. — Denn das wurde ihm mit jedem Tage klarer. Seitdem er sie verloren, liebte er sie erst recht wieder, er liebte sie mit verdoppelter Leidenschaft und verdoppelter Sehnsucht.

Alle Fürsprache von Bekannten und Verwandten war vergebens. Mochte seine Frau machen, was sie wollte, in die Scheidung willigte er nicht.

3.

Die größte Sensation in dem kleinen, mitten im Hochgebirge romantisch gelegenen Kurorte war die Ankunft der Nachmittagspost, wenn der lahme Briefträger mit den angekommenen Briefen sich der Kurpromenade näherte.

Die muntere Agnes war heute die Erste, die vom Boten einen Brief empfing.

„Ein Brief für Dich, Marie," rief sie schon von weitem der mit Professor Oelberg nachkommenden Schwester entgegen.

„Ach, von meinem Mann!"

Nachdem sie ihn gelesen, reichte Marie den Brief schweigend dem sie gespannt beobachtenden Professor Oelberg, der folgendes las:

„Du wirst es vielleicht lächerlich finden, aber ich gestehe es Dir unumwunden, daß ich auch hier im Trubel des Badelebens unausgesetzt Dein gedenke.

Höre nun meine letzte, allerletzte Bitte: Gut, ich willigte ein, ich lasse mich von Dir scheiden, jedoch nur unter einer Bedngung: Verlebe mit mir noch vierundzwanzig Stunden, ehe unsere Wege für immer auseinandergehen. — Ich schwöre Dir bei meiner ewigen Seligkeit, die Welt soll nichts davon erfahren. Reise geheim hierher, in Hamburg werde ich Dich erwarten. Nach genau vierundzwanzig Stunden kannst Du wieder im Hamburg sein und die Heimreise nach Belieben antreten. Ich schwöre Dir bei meiner Ehre, daß ich unter dieser Bedingung zu allem bereit bin, was Du wünschest. Dagegen schwöre ich Dir ebenso feierlich, daß ich unter keinen Umständen in die Scheidung willige, wenn Du meine Bedingung nicht erfüllst. Es hängt nun alles von Deinem Entschlusse ab, den ich mir telegraphische erbitte.

Dein Gatte

Doktor Ludwig Bernsen."

Einige Minuten herrschte tiefes Schweigen. Dann fragte der Professor:

„Nun, was werden Sie thun?"

Sie konnte nicht sogleich antworten. Nach einigem Nachsinnen erwiderte sie:

„Denken Sie über den Antrag meines Mannes nach; ich werde das thun, wozu Sie mir rathen. Alles hängt von Ihnen ab; morgen früh beim Brunnen sprechen wir weiter darüber.

4.

Lange, lange stand Professor Oelberg Abends noch vor dem Kurhaus und blickte zu dem Fenster hinauf, hinter welchem die geliebte Frau wohnte. Und dann ging er zum Ufer des Teiches hinab, setzte sich bald auf eine Bank, oder ging, gedankenschwer sinnend, die ausgestorbenen Spazierwege entlang.

Welche Entscheidung soll er treffen? Welchen Rath in dieser verwickelten Angelegenheit geben?

Erst gegen Morgen suchte der Professor sein Zimmer auf, von Schlaf und Ruhe konnte aber bei ihm keine Rede sein. Es war noch nicht sechs Uhr, als er schon den bezeichneten Platz an dem Brunnen aufsuchte, bleich, übermächtig und in nervöser Erwartung.

Nach Verlauf einer Stunde kam die sehnlichst Erwartete.

„Haben Sie einen Ausweg gefunden?" war ihre erste Frage.

„Einen Weg nicht, aber einen Entschluß."

„Bitte, lassen Sie hören", rief Marie rasch.

„Mein Rath geht dahin" — die Stimme des Professors zitterte merklich — „und ich bin nach reiflicher Ueberlegung dazu gelangt: Nehmen Sie den Vorschlag an und kehren Sie auf vierundzwanzig Stunden zu ihm zurück. Ich habe nicht die Kraft, zu entsagen, und das ist der einzige Weg, Sie endlich zu erringen."

Vom Gesichte Maries verschwand das sanfte Lächeln, und sie frug mit merklicher Kälte:

„Haben Sie die Sache auch reiflich überlegt?"

„Die ganze Nacht hindurch."

„Gut, ich werde Ihren Rath befolgen."

Tags über sprachen sie nicht mehr davon.

Anderen Tags um neun Uhr früh wurde Professor Oelberg aus dem Schlafe geweckt. Der Kellner übergab ihm einen Brief.

„Lieber Freund! Ich will Ihnen Lebewohl sagen in dem Momente, wo ich bereits fern von Ihnen weile. Ich bin mit dem Expreßzug um acht Uhr früh abgereist und gedenke schon heute Abend mit meinem Manne zusammenzutreffen. Leben Sie wohl, lieber Freund, unser Traum ist zu Ende — für immer. Ich handele, wie Sie es wünschten: ich reise! Aber nicht auf vierundzwanzig Stunden, wie Sie meinen, sondern für immer.

Auf dem Wege, der in das Haus meines Mannes führt, giebt es für für mich keine Rückkehr. Diese vierundzwanzig Stunden entscheiden mein Schicksal. Ich werde an seiner Seite leben, wie Eine, die kein Recht auf Glück hat.

Die Ihre kann ich nicht mehr werden, lieber Freund, und dem Glücke habe ich für immer entsagt. Die letzte Enttäuschung hat mich nüchtern gemacht. Liebten Sie mich wirklich so, wie ich in glücklichen Stunden geglaubt habe, Sie hätten mir diesen Rath nicht geben können.

Sie kennen mich und werden es gewiß nicht versuchen, mich umstimmen zu wollen. Suchen Sie das Glück auf andern Wegen, ich werde es wohl nie wieder finden. Leben Sie wohl, lieber Freund, und vergessen Sie mich."

Gespenstischer Ritt.

Skizze von Paul Perron.

Auf den falschen Tip, den Tom Roarer mir gegeben hatte, gewann ich tausend Dollars, und es hatten allein meine Dummheit und Fortuna Schuld, denn Tom hatte mir mit Absicht das Pferd mit den schlechtesten Chancen, einen richtigen Outsider, genannt, nur, um endlich meine ewigen Fragen los zu sein. Ich war dumm genug, an seine Ehrlichkeit zu glauben und setzte hundert Dollars auf den faulen Gaul, und ich war glücklich genug, dennoch zu gewinnen. Mein Gaul lief so gemächlich, als ob es einen gemüthlichen Spazierritt galt, aber der Favorit rannte eine Stange um, das zweite Pferd verlor den Reiter bei einem Rumpler, und das dritte Pferde stürzte. Mit der gemüthlichsten Pace trabte mein Faulpelz durch's Ziel, und das Resultat war, daß ich für einen Dollar zehn wieder erhielt.

Meine Dummheit wurde nur noch von meiner Naivität übertroffen, denn ich suchte am Abend nach dem Rennen den biederen Tom auf, um mich für den schönen Tip zu bedanken. Und er schleppte mich mit in seine Stammkneipe, wo ich allen seinen Freunden und Bekannten mehrer Fäßchen Gin ausgeben mußte. Das war eine internationale, durstige Gesellschaft, Trainer Jockeys und Stallleute aller Art, die sich einmal tüchtig betrinken wollten, weil das nächste Rennen in San Francisco erst vierzehn Tage später stattfinden sollte. Da konnte man sich schon erlauben, den Sonnenaufgang abzuwarten.

Na, sehr geistreich war die Unterhaltung nicht. Einer schrie noch mehr, als der Andere, so daß mir in der schwülen alcoholgesättigten Luft der Athem auszugehen und meine Augen zuzufallen drohten. Ich hörte nur einzelne Worte. Von Weibern war die Rede und von Pferden, und dann fing Tom an und erzählte, daß er ganz bestimmt gewußt hätte, daß der Gaul, auf den ich gewettet hatte, gewinnen würde. Ein lautes Gelächter belohnte seine Renommage. Da plötzlich überdröhnte eine heisere, trächzende Stimme das Geschrei.

Verdammt will ich sein, wenn die Geschichte mit rechten Dingen zugegangen ist," sagte der alte Jockey James Will. „Ich glaube wahrhaftig, es war der „Schornsteinfeger"."

Auf eine Minute verstummte der Lärm. Alle Burschen schauten mit offenen Munde zu James hinüber, der kaltblütig mit einem Zuge ein Wasserglas heißen Grogs hinabstürzte.

„Der Schornsteinfeger?" fragte endlich Einer.

„Welcher Schornsteinfeger?" fügte ein Anderer hinzu.

„Der Schornsteinfeger, sage ich, und, wenn er's gewesen ist, hätte er auch den großen Chamant besiegt. Da giebt's überhaupt kein Pferd, das er nicht von den Gurten geschüttelt hätte, wie ein Knabe die reifen Pflaumen vom Baume." —.

„Da steckt 'ne Geschichte dahinter," rief Tom, „heraus damit, alter Bursche." —

„Wollt Ihr zuhören?" sagte James und zwinkerte mit den Augen. „Aber verdammt will ich sein, wenn Einer von Euch lacht und ich ihm nicht dies Glas in's Gesicht gießen! Es ist eine verteufelte ernsthafte Geschichte, die ich nicht zum zweiten Male erleben möchte." — —

„Heraus damit, James," riefen mehrere Stimmen. Die Groggläser wurden neu gefüllt, und tiefe Stille trat ein. Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen. James, der ein Gesicht hatte wie ein vertrockneter Baumstumpf, aus dem die Nase wie ein Ast herauswuchs, blickte sich im Kreise um, und, als er sah, daß Alle an seinem Munde hingen, begann er folgendermaßen:

„Es war vor vierzig Jahren, als die großen Rennen in Amerika sich erst einbürgerten. Bei Chicago war ein großes Meeting, und die Chicagoer suchten den New Yorkern in Höhe der Preise und Güte der Pferde den Rang abzustreiten. Im großen Handicap sollten zehn berühmte Gäule starten, aber im letzten Augenblick kam noch ein elfter dazu. Damals nahm man es mit dem Termin der Nennungen noch nicht so genau. Ein unbekannter Herr Smith hatte an das Comite geschrieben, daß sein „Schornsteinfeger," schwarzer Hengst, Vater „Schornstein," Mutter „Sweatheart," mitmachen solle. Papiere und Geld schickte er ein. Es würde am Renntage mit „Schornsteinfeger" zur rechten Zeit erscheinen."

Vier oder fünf Tage vor dem Meeting trafen bereits alle Pferde ein, und jeden Morgen fanden Probe-Galopps statt. Ich war noch ein ganz junger Jockey, der überdies bei seinem ersten Ritt Malheur gehabt hatte, so daß mir kein Besitzer seinen Gaul anvertrauen wollte. Trotzdem bummelte ich von Morgens bis Abends bei den Boxes herum. Von „Schornsteinfeger" war nichts zu sehen und zu hören. Am frühen Morgen des Renntages fehlte „Schornsteinfeger" noch immer, so daß Jedermann glaubte, der Herr Smith hätte dem Comite einen Possen gespielt. Schon wollte man den fremden Gaul streichen, als ganz fern auf der Prairie ein schwarzer Punkt auftauchte, der sich dem Rennpferd ziemlich schnell näherte. Durch den Krimstecher konnte man bald sehen, daß es ein völlig schwarzgekleideter Reiter auf einem schlanken Rappen war, der im Hand-Galopp daherfprengte. Unwillkürlich richteten sich aller Augen auf die sonderbare Erscheinung, und trotzdem es sonnenheller Morgen war, fühlte Jeder einen Schauer durch seinen Körper gehen.

Der Reiter parirte sein Roß vor dem Comitezelte, sprang ab und stellte sich, indem er nur flüchtig den Cylinderhut berührte, dem Präsidenten als Mr. Smith vor. Dann ließ er das Pferd stehen und ging in's Zelt, um die damals sehr geringfügigen Formalitäten zu erfüllen.

„Schornsteinfeger" stand in einem Kreise von Rennstallbesitzern, Trainern, Jockeys und Stallbediensteten und wandte seinen schlanken Kopf mit den funkelnden Augen bald nach rechts, bald nach links, als ob er „Guten Morgen" sagen wollte. Es war ein schönes und elegant gebautes Thier, das durch den zurückgelegten Galopp durchaus nicht ermüdet zu sein schien. Aber die umstehenden „Kenner" schüttelten den Kopf und lächelten. Der dumme Gaul sollte mit dem berühmten „Primrose" laufen, der sich in bester Condition befand. Darüber war man bald einig: „Schornsteinfeger" wird als „elfter" durch's Ziel gehen, denn er konnte mit keinem der gemeldeten zehn Pferde den Vergleich aushalten.

Mit spöttischen Blicken wurde der Herr des unglücklichen Outsiders begrüßt, als er wieder aus dem Zelt trat und laut nach einem Jockey begehrte, der sein Pferd reiten sollte. Niemand meldete sich. Er wiederholte seine Frage, aber als der Präsident sein Begehren unterstützte, trat ich schüchtern vor, von einem hellen Gelächter der Umstehenden begrüßt. Das ärgerte mich so, daß mir das Blut zu Kopf stieg.

Herr Smith, der mich mit seinen schwarzen falschen Augen einen Augenblick fixirte, klopfte mir auf die Schulter.

„Well my boy," sagte er. „Zweihundert Dollars für den Ritt und tausend für den Sieg. Abgemacht."

Ein allgemeines „Ah" und nochmaliges Gelächter, jedoch der lange Smith, welcher mit seinen schwarzen Augen, schwarzen Haaren, bleichem Angesicht und in dem schwarzen Anzug wie ein Leichenbitter aussah, ließ sich nicht irre machen.

„Well, gentlemen! Wette mit Jedem ein paar tausend Dollars, daß „Schornsteinfeger" es macht." Dabei zog er seine Brieftasche, die mit Tausenddollars-Scheinen gespickt war. „Wer hält die Wette?"

Na, jetzt brach ein Tumult aus, wie ich ihn selten gehört habe. Wohl an fünfzig Wettlustige stürmten auf Mr. Smith ein. Die Wetter wurden regulirt, das Geld, wie es damals Sitte war, bei dem Präsidenten deponirt, und ein allgemeiner Freudentaumel bemächtigte sich der Wettenden, die alle schon glaubten, das Geld in der Tasche zu haben. Mich aber zog Mr. Smith bei Seite, zu dem Pferde hin, entnahm der Satteltasche einen schwarzen Jockey-Dreß und schwarze Mütze und befahl mir, zur rechten Zeit beim ersten Glockenzeichen zur Stelle zu sein.

Mir ist nie wieder ein Pferdebesitzer vorgekommen, der mit solcher Ruhe und Gleichgiltigkeit dem Rennen entgegensah. „Schornsteinfeger" blieb auf dem Rasen stehen, ließ den Kopf zwischen den Vorderbeinen hängen und schien zu schlafen, und sein Herr stand daneben, wie eine Statue. So verrannen mehere Stunden, bis endlich der erste Glockenschlag für das Handicap erklang. Mr. Smith trat näher heran, der Gaul hob den Kopf und spitzte die Ohren und ließ dabei ein ganz leises dumpfes Wiehern hören, als ob er Bauchredner wäre.

„Well, boy," sagte Mr. Smith und ergriff mich mit seinen dürren, langen Händen, die mich wie eine Feder in den Sattel hoben. Durch die leichte Jacke hindurch fühlte ich, wie eiskalt seine Hände waren. Und wieder ging ein kalter Schauer durch meinen Körper. Kaum war ich im Sattel, so führte er das Pferd etwas abseits, denn es hatte sich wieder eine Menge genirender Zuschauer eingefunden.

„Paß auf, James," sagte er leise zu mir. „Der „Schornsteinfeger" ist ein verdammt eigensinniges Vieh. Wenn er will, gewinnt er. Wenn nicht, nicht. Niemand darf ihm Vorschriften machen. Halt' Arme und namentlich die Peitsche in Ruh. Wirst genug zu thun haben, im Sattel zu bleiben. Halt fest, Junge, halt fest, und um was Anderes kümmere Dich nicht. So, go on."

Er gab dem Gaul einen leichten Schlag auf die Schenkel, und der „Schornsteinfeger" wieherte wieder wie ein Bauchredner. Es war unheimlich anzuhören. Dann setzte er sich, als das zweite Glockensignal erklang, in leichten Trab, und mit den anderen zehn Pferden tanterte er als Letzter an der Tribüne vorüber zum Start.

Damals wollten die Leute noch viel für ihr Geld haben, die Bahnlänge betrug über 3000 Meter, und zwei Mal mußte das Feld bei den Tribünen vorüber, und erst beim dritten Mal war das Ziel erreicht. Keines der elf Pferde setzte Anfangs seine volle Kraft ein, „Schornsteinfeger" aber gewiß nicht, denn er blieb noch eine nette Länge dem vorletzten Pferde zurück, als wir zum ersten Mal bei den Tribünen vorbeikamen. Dabei kam es mir vor, als ob er den linken Hinterfuß nachschleifte, wie ein todtes Gebein. Mr. Smith stand an der Barriere und ließ ein leisen Pfeifen hören. Der Gaul spitzte die Ohren und wieherte im Galopp leise zurück. Weiter ging's. „Schornsteinfeger" blieb zurück, nicht weit, aber doch merklich. Einen Augenblick war ich versucht. Arme und Beine zu rühren, da — war es Einbildung oder Wirklichkeit — tauchte das blasse, mit schwarzen Haaren umrahmte Gesicht Mr. Smith's mit drohendem Ausdruck neben mir auf . . . ich ließ die Rechte mit der Peitsche langsam sinken. Zum zweiten Mal passirten wir die Tribüne, ich lag zwei Längen hinter dem Vorletzten und mindestens zwanzig hinter dem Ersten. Ein Hohnlachen empfing mich, und ärgerlich wollte ich die Peitsche heben, als mein Auge wieder auf Mr. Smith traf, der wie eine Statue am Pfosten stand und leise pfiff.

Und nun in der letzten Runde begab sich etwas Merkwürdiges, etwas Tolles, etwas Verrücktes. „Schornsteinfeger" rückte allmählich auf, aber glaubt Ihr, daß er auch nur einen Punkt schneller lief. Verdammt will ich sein, wenn er den linken Hinterfuß nicht immer noch nachschleppte, und doch waren wir plötzlich mitten im Knäul, und doch sah ich, daß die Jockeys auf den anderen Pferden eine mörderische Pace machten. Diese Beobachtung machte mich ganz paff, so daß mich jede Aufregung verließ. Ich war nur ein stiller Beobachter. Langsam wie ein Wandelpanorama zog das ganze Feld nach rückwärts an mir vorüber. Wie toll schrieen und peitschten die anderen Jockeys auf ihre Pferde ein, während ich behaglich wie auf einem Spazierritt dahintrottete, und, als „Schornsteinfeger" die Spitze genommen hatte, bog er allmählich seitwärts weg, als ob er seinen Nachfolgern Platz machen wollte und lief ganz auf die Außenseite. Nun kam die letzte Biegung. Er nahm den weiten Bogen mit Eleganz und war zwei Längen vor, ohne daß er auch anscheinend nur einen Muskel schneller bewegte.

„Was soll ich noch sagen? „Schornsteinfeger" kam auf der Außenseite mit vier Längen im Kander als Sieger ein, und, kaum hatte er die Linie passirt, stand er bombenfest still, so daß ich fast über seinen Kopf auf den Nasen geschleudert worden wäre, wenn mich Mr. Smith nicht am Bein gehalten hätte."

Der alte James schwieg still. Wir starrten ihn eine Weile an. Dann fragte Einer: „Und die Moral von dieser Lügengeschichte, James?"

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser emporsprangen.

„Lügengeschichte? Daß mich der Teufel hole, wenn Mr. Smith nicht der alte Gentleman in eigener Person war!"

Ein schallendes Gelächter war die Antwort!

„Lacht, so viel Ihr wollt. Ich weiß, was ich weiß, und, wer damals die Geschichte mit erlebt hat, kann's bezeugen. Hat der alte Smith nicht all' sein Geld einer armen Wittwe geschenkt, die mit einer hübschen Tochter lebte? Hat er mit dem Gelde die schöne Lizzie nicht entführt? Und ist sie nicht drei Wochen später im Walde mit umgedrehtem Halse als Leiche gefunden worden? Wollt Ihr noch mehr Beweise, so fragt den alten Lokomotivführer Green, der vor zehn Jahren mit seinem Zug zwischen Boston und Washington verunglückte. Das war in dunkler Nacht, aber trotzdem hat er im Schein der Laterne kurz vor dem Zusammenstoß mit dem Expreßzug einen schwarzen Reiter auf einem schwarzen Gaul vor seiner Lokomotive herreiten sehen, das war Mr. Smith auf dem „Schornsteinfeger," so wahr ich lebe, es war der Teufel auf seinem Höllenroß, das ich nie vergessen werde."

Joachim's Locken.

Von einem Londoner Blatte wird eine Joachim-Anekdote erzählt, die, wenn nicht wahr, doch gut erfunden ist. Während eines Besuches in London ging Joachim in einen Friseurladen, um sich rasiren zu lassen. Der Barbier hatte von Joachim weder etwas gehört, noch sein Bild gesehen und fragte dienstfertig: „Haar schneiden, Herr?" indem er das wallende Lockenhaar des Künstlers mit prüfendem Auge betrachtete. Joachim gab ihm zu verstehen, er wäre mit der Länge seiner Haare durchaus zufrieden, aber der Barbier ließ sich so leicht nicht abschrecken. „Hinten sind sie ein wenig zu lang", meinte er diplomatisch. Joachim bedeutete ihn von Neuem, daß er gerade so liebte, und der Barbier war ein Weilchen still. „Die Haare sind auf dem Scheitel ziemlich dünn", sagte er dann, aber Joachim sah ihn nur an und schüttelte seine Künstlermähne. Nun rasirte der Barbier ihn mürrisch und unzufrieden weiter, aber er konnte die Hoffnung noch immer nicht aufgeben. „Soll ich nicht wenigstens die Spitzen abschneiden, einen halben Zoll etwa?" Joachim blieb hartnäckig. Da riß dem Barbier die Geduld. „Nun gut", sagte er, und in seiner Stimme lag tiefe Verachtung, „wenn Sie durchaus aussehen wollen wie ein deutscher Musiker, so läßt sich darüber nicht weiter reden."

Spätherbst.

Nun fiel das letzte rothe Blatt vom Baum,
Das letzte gold'ne Wölkchen wurde blaß,
Im Nebel starb des Sommers Rosentraum,
Die letzte Lust verglomm, der letzte Haß.

Du bist am Ziel; schon neigt dein Pilgerlauf
Sich sanft ins friedumschattet' stille Thal,
Schon dämmert's dir im Auge heimlich auf
Wie eines neuen Frühlings Morgenstrahl.

R. Volker.

Ein komischer Zwischenfall,

der an eine Szene in Benedix' „Hochzeitsreise" erinnert, hat sich dieser Tage vor einem württembergischen Gericht abgespielt. Bei der Verhandlung erklärte der Angeklagte u. A.: „Ich würde mea sponte eine Berichtigung gebracht haben." — Der Kläger erwiderte darauf: „Herr X. hat behauptet, er würde eine Berichtigung mea sponte gebracht haben." — Der Angeklagte: „Man sagt hier sna sponte." (Heiterkeit im Auditorium und am Gerichtstisch.) — Der Kläger: „Also Herr X. behauptet: „Ich würde sua sponte . . ." — Angeklagter: „Jetzt sagt man wieder mea sponte. (Lebhafte Heiterkeit.) — Kläger: „Ich rede Sie ja an, Herr X! Also Sie würden sua sponte . . . ." Angeklagter: „Dieses Mal heißt es richtig tua sponte!" (Stürmische Heiterkeit.